



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2003

**Rezension von : H. Brackert/S. Fuch-Jolie (Hgg.), Wolfram von Eschenbach
: Titurel, hg., übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien
versehen von H.B. und S.F.-J., Berlin/New York 2002**

Köbele, Susanne

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-93340>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Köbele, Susanne (2003). Rezension von : H. Brackert/S. Fuch-Jolie (Hgg.), Wolfram von Eschenbach : Titurel, hg., übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien versehen von H.B. und S.F.-J., Berlin/New York 2002. *Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft*, 21(3):277-287.

Rezeptionsgeschichtliche Aspekte der (angeblichen?) Stigmatisierung von Franz von Assisi untersucht Richard C. Trexler („The stigmatized body of Francis of Assisi conceived, processed, disappeared“, S. 463–497). Eine Parallelität zwischen der Fragmentierung des Körpers Christi in der Passion beziehungsweise in Andachtstexten und dessen Zerstückelung in der Vielzahl von Flügen stellt Gerd Schwerhoff her („Christus zerstückeln. Das Schwören bei den Gliedern Gottes und die spätmittelalterliche Passionsfrömmigkeit“, S. 499–527).

Vom Körper Christi zum Körper von kranken Menschen: die Studie von Gabriela Signori fragt nach alters-, geschlechter- und schichtenspezifischer Wahrnehmung von Krankheit. Der Bezug zum Thema Frömmigkeit wird über die Quellen hergestellt: es handelt sich um Sammlungen von Wundergeschichten. Die methodisch umsichtige Studie lanciert bei aller Vorsicht einige interessante Ergebnisse zur Körpergeschichte: In der Stadt war man gegenüber Krankheiten empfindlicher; auf dem Land wurden vor allem die Behinderungen vermerkt, die bei der bäuerlichen Arbeit störten; die Krankheiten von Frauen waren weniger ‚verortet‘ als die von Männern.

Die drei Beiträge des ersten thematischen Blocks („Frömmigkeit in politisch-sozialen Kontexten“, S. 97–176) sind zwar reich an archivalischen Materialien, im Ansatz und in der Argumentation aber eher konventionell. Deshalb mögen die bibliographischen Angaben genügen: Kerstin Beier / Maria Patrona, „Rituelle Praktiken als Mittel stadtbürgerlicher Krisen- und Konfliktbewältigung, Siena 1447–1456“ (S. 97–124); Klaus Graf, „Maria als Stadtpatronin in deutschen Städten des Mittelalters und der frühen Neuzeit“ (S. 125–154); Martial Staub, „Stifter als ‚Unternehmer‘. Frömmigkeit und Innovation im späteren Mittelalter am Beispiel Nürnbergs“ (S. 155–175; mit den Hinweisen auf die Förderung des Predigeramtes [S. 167–171] schließt Staubs Beitrag an den von Tyrell an).

Dem Sammelband ist dankenswerterweise ein Personen- und Sachregister beigegeben.⁷ Eingeleitet wird er vom Herausgeber durch eine knappe, aber informative Skizzierung der drei Aspekte Sozialität, Visualität und Körperlichkeit von Frömmigkeit und durch vorzügliche Resümees zu den einzelnen Beiträgen. Trotz der Schwächen einiger Beiträge wird man feststellen dürfen: Auch dieser reichhaltige Sammelband Klaus Schreiners wird die Forschung zur spätmittelalterlichen Frömmigkeit ein gutes Stück voranbringen.

Universität Basel
Deutsches Seminar

Rüdiger Schnell

Nadelberg 4
CH-4051 Basel

ruediger.schnell@unibas.ch

Wolfram von Eschenbach, *Titurel*. Hg., übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien versehen von Helmut Brackert und Stephan Fuchs-Jolie. de Gruyter, Berlin – New York 2002. VIII/516 S., € 148,–.

„Dein Hals sei lang wie der eines Kranichs, damit deine Worte sich besinnen können, eh sie den Mund verlassen“ – so steht es auf dem Brackenseil im *jüngeren Titurel*. Den Hals eines Kranichs *und* das Herz eines Löwen braucht, wer das Wagnis einer Neuausgabe von Wolframs *Titurel* unternimmt. Wie ediert, wie übersetzt, wie kommentiert man einen Text, der auf allen Ebenen der Überlieferung und Interpretation in elementare Unsicher-

⁷ Dagegen enthält der Band bedauerlicherweise viele Fehler in Rechtschreibung und bibliographischen Angaben.

heiten führt? Rätselhaft ist, was und wie Wolfram von der tödlich endenden Liebesgeschichte zwischen Sigune und Schionatulander erzählt. Die hochartifizielle Strophenform des *Titurel* ist so umstritten wie sein Fragmentstatus, die unvergleichlich schwierige Wörtlichkeit und Bildlichkeit, die mehrfach gebrochene epische Kontinuität. Vor diesem Hintergrund war es kaum verwunderlich, daß von einem der meistbesprochenen, faszinierendsten Texte der mittelhochdeutschen Literatur trotz umfänglicher Erschließungsarbeiten¹ über Jahre keine Werk-Ausgabe auf dem Markt vorlag. Helmut Brackert und Stephan Fuchs-Jolie haben die Schwierigkeiten nicht gescheut. Gemeinsam haben sie eine – überflüssig zu sagen: hochwillkommene – *Titurel*-Ausgabe vorgelegt, die in verschiedener Hinsicht bemerkenswert ist.

Die Ausgabe ist dreigeteilt: Sie bietet eine Edition aller überlieferten *Titurel*-Strophen,² deren neuhochdeutsche Übersetzung (im Paralleldruck, S. 63–157) sowie drittens einen umfangreichen Stellenkommentar (S. 173–442). In einem „Editorischen Vorwort“ (S. 1–62) erläutern die Herausgeber die Überlieferungsverhältnisse und ihre Prinzipien der Edition, Übersetzung und Kommentierung. Ausführliche Bibliographien und Register sowie ein Anhang mit Faksimiles zur Überlieferung und einer Tafel der Verwandtschaftsverhältnisse schließen den gewichtigen Band ab.

Wolframs *Titurel* ist schmal überliefert. Die Hauptmasse des Textes, 164 Strophen, steht in der Münchener Wolframhandschrift G (Cgm 19) aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Hinzu kommen 69 Strophen im ‚Ambraser Heldenbuch‘ H (Österreichische Nationalbibliothek Wien: Ser. nova 2663, vom Anfang des 16. Jahrhunderts), schließlich 46 Strophen(teile) auf drei schwer leserlichen, aus dem Einband einer lateinischen Sammelhandschrift herausgelösten Pergamentblättern (Fragment M, Universitätsbibliothek München, um 1300). (Alle *Titurel*-Strophen sind außerdem in Albrechts *Jüngerem Titurel* überliefert, dessen Vorlage wohl näher bei HM stand als bei G.) Eine starke Differenz im Strophenbestand erschwert die Beurteilung des Verhältnisses der Handschriften untereinander. Nur elf von insgesamt 175 Strophen sind in allen drei Handschriften gemeinsam überliefert. Vieles spricht dafür, daß der H-Text, dem M nahe steht, eine andere ‚Fassung‘ darstellt (so auch Brackert und Fuchs-Jolie mit Bezug auf Bumke³) als der in G überlieferte Text.⁴

¹ Joachim Bumke, „Zur Überlieferung von Wolframs *Titurel*. Wolframs Dichtung und der jüngere *Titurel*“. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 100 (1971), S. 390–431; ders., „*Titurel*überlieferung und *Titurel*forschung. Vorüberlegungen zu einer neuen Ausgabe von Wolframs *Titurel*fragmenten“. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 102 (1973), S. 147–188; Joachim Heinze, *Stellenkommentar zu Wolframs Titurel. Beiträge zum Verständnis des überlieferten Textes*. (Hermaea NF 30) Tübingen 1972. Seit Lachmann (1833) ist Wolframs *Titurel* mehrfach herausgegeben worden, meist im Verbund mit dem *Parzival* und zuletzt im Verbund mit den Liedern (von Wolfgang Mohr: Wolfram von Eschenbach, *Titurel. Lieder*. Mittelhochdeutscher Text und Übersetzung. [Göppinger Arbeiten zur Germanistik 250] Göppingen 1978). Diese Ausgabe ist längst vergriffen.

² Ergänzt durch einen Lesarten-Apparat, der die Handschriften-Varianten verzeichnet, und einen Herausgeber-Apparat, der die Vorschläge zur Textkonstitution erschließt; ergänzt auch durch den separaten Abdruck – die vollständige Transkription – der *Titurel*-Handschrift M (S. 159–167) und die Wiedergabe der Melodie (S. 171).

³ Joachim Bumke, *Die vier Fassungen der ‚Nibelungenklage‘. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert*. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8 [242]) Berlin – New York 1996, hier S. 42ff. (vgl. dazu die Rezension in *Arbitrium* 16 [1998], S. 170–172; Anm. d. Red.).

⁴ „Allenfalls läßt sich von zwei parallelen Fassungen *G und *H oder auch *HM sprechen, wenn man den Begriff der ‚Fassung‘ von Vorstellungen der Autornähe und textgenetischer Priorität freihält und eine breite, ursprüngliche Varianz der Texte konzidiert, wie Bumke dies zuletzt vorgeschlagen hat“ (S. 17).

Joachim Heinzle hat im Rahmen seines Stellenkommentars (1972) die *Titarel*-Handschriften strophenweise parallel abgedruckt. Brackert und Fuchs-Jolie, obwohl auch sie mit der leitenden Idee „gleichwertiger Fassungen“ argumentieren, ziehen eine andere editorische Konsequenz. Statt der vorausgesetzten Gleichwertigkeit der Fassungen durch eine synoptische Präsentation Rechnung zu tragen, halten sie sich mit ihrem Text (wie schon seinerzeit Mohr) an die umfassendste *Titarel*-Überlieferung (G), die von ihnen, soweit es irgend geht, verteidigt wird. In diesen (G-)Text nehmen sie jedoch überraschend Plus-Strophen aus der Parallelüberlieferung auf – sechs Strophen nach H, fünf Strophen nach M –, und alle Strophen, der G-Bestand wie die Plus-Strophen der Parallelüberlieferung, werden fortlaufend numeriert. Der von Brackert und Fuchs-Jolie präsentierte Text ist also zweifellos, auch wenn die Plusstrophen typographisch (in Schriftgröße, Orthographie und durch Einzug) vom G-Text abgesetzt sind, ein Fassungs-Konglomerat: nicht auf Wort- und Versebene – Varianten sind im Apparat verzeichnet –, wohl aber auf der Ebene des Strophenbestands.

Was steht hinter dieser Entscheidung der Herausgeber? Mehrere Überlegungen greifen ineinander; man muß sich die Argumente ein wenig zusammensuchen.⁵ Zum einen verfolgen sie mit ihrer Entscheidung das ausdrückliche Ziel, einen „handhabbaren Lesetext“ zu präsentieren, der „praktischen Benutzbarkeit und Zugänglichkeit“ des Textes großen Wert, sogar „Priorität“ einräumend (S. V und S. 41). In diesem Sinn sollen die elf Plus-Strophen nicht in den Apparat oder Anhang verbannt, sondern benutzerfreundlich „integriert“ werden. Hört man jedoch genau hin, sollen die Plus-Strophen nicht nur für den Leser gerettet werden, sondern auch für den Autor: als „integrale Bestandteile des Wolfram-Textes“ nämlich, zu dem sie „dazugehören“ (S. 42f.). Drittens wollen die Herausgeber – neben dem Leser und dem Autor – auch der Überlieferung entgegenkommen, sollen die Plusstrophen doch als „prinzipiell gleichberechtigte Fassungen“ zum Zuge kommen, also „gleich behandelt“ werden (S. 61). Das ist ein maximales Programm. Nicht weniger als drei prinzipielle Ansprüche werden balanciert: das Autorprinzip, das Überlieferungsprinzip, das Prinzip Benutzerfreundlichkeit. Beim Lesen des editorischen Vorworts habe ich immer wieder an einen Hochseilakrobaten denken müssen, der mit den Händen jongliert, mit dem Fuß einen Reifen dreht und auf dem Kopf, in der entgegengesetzten Richtung, einen Stuhl kreisen läßt, dies alles gleichzeitig. Wen wundert's, daß die Argumentation der Herausgeber gelegentlich ins Schwanken gerät?

Ein Beispiel: Die Aufnahme der Zusatzstrophen sei „gerechtfertigt“, ja „geboten“, ihre Aussonderung wäre „geradezu fahrlässig“, so die Herausgeber mit immer entschiedenerem Ton (S. 19). Kurz darauf heißt es, schon zurückhaltender, die Integration der Strophen sei die „vertretbarste Lösung“, den beiden „sich beinahe [!] ausschließenden Forderungen nach Treue zu einer Fassung und Aufnahme aller als ‚echt‘ geltenden Strophen“ gerecht zu werden (S. 24). Zum Schluß ist die absolute Forderung („geboten“) ganz preisgegeben, die Herausgeber, sozusagen zähneknirschend, räumen ein, letztlich müßten die verschiedenen editorischen Möglichkeiten als „gleichwertig“ angesehen werden, alles bleibe eine Frage der hermeneutischen Risikoabschätzung.

⁵ Vgl. u. a. die grundsätzlichen Bemerkungen zur Edition S. 41–45.

Brackert und Fuchs-Jolie wollen dem Leser, der Überlieferung und dem Autor gerecht werden. So ringen sie sich einen Kompromiß ab, um dessen Angreifbarkeit sie wissen. Die Widersprüche, die sie sich dabei einhandeln, sind Widersprüche, die, sobald man sich aus der Deckung der Überlieferung – aus der ‚reinen‘ Überlieferungsdokumentation – auch nur einen Schritt herausbegibt, unvermeidlich sind. Wer sich einerseits auf die Frage nach dem Autor-/Werk-Profil einläßt (auf die legitime, aber problematische Frage, welche Varietäten demselben Autor/Werk zuzutrauen oder zuzumuten sein könnten), sich andererseits das Prinzip strikter Überlieferungstreue auferlegt und gleichzeitig – mit ausdrücklich hoher Priorität – einen „habbaren“ Lesetext im Auge hat, zu allem Überfluß neben dem Spezialisten auch noch den „interessierten Laien“, der bringt sich notwendig in Schwierigkeiten.

Wenn Brackert und Fuchs-Jolie, gegen alle bisherigen Herausgeber, G-Lesarten *festhalten*, ist ihre Argumentation stets plausibel. Daß sie sich etwa im Fall des (berühmten) letzten Verses des überlieferten Textes für G entscheiden, gegen die früheren Herausgeber, mit dem Argument, die auf den ersten Blick widersprüchliche G-Lesart sei als kunstvoll unscharfe Formulierung durchaus zu halten (eine „unerwartete Wendung als Option auf das nicht mehr Erzählte“, S. 439), ist völlig einleuchtend. Für einen Text, der von einem Widerspruch in den nächsten fällt, kann in der Tat der Verdacht auf Widersprüchlichkeit kein stringentes Argument sein. Freilich: Können *Eingriffe* in die Leithandschrift unter diesen Umständen zwingend sein?

Das Strophenpaar 18/19 ist ein aussagekräftiger Fall. Die in G umgekehrte Reihenfolge ist in den Augen der Herausgeber „fehlerhaft“, „da sie nicht unter ein im *Titurel* allenthalben sichtbares Bruchig-Werden konsistenter Erzähllogik subsumierbar ist, sondern flagrante Widersprüchlichkeit produziert“ (S. 198). Warum sollte jedoch das Argument „logische Präzisierung“ greifen (ebd.) in einem Text, dem im selben Atemzug das Kriterium ‚erzähllogische Konsistenz‘ grundsätzlich abgesprochen wird? Hier kommen sich die verschiedenen Ansprüche der Herausgeber in die Quere. (Mehr Einzelheiten hat Bernd Schirok aufgeführt.⁶) An anderer Stelle hingegen ist ihre Argumentation offen dialektisch („Stimmigkeit der Unstimmigkeit“, S. 207). Das ist weniger verhänglich und zeigt, wie skrupulös die Herausgeber jede ihrer Entscheidungen je neu einem Dilemma abringen. Wolframs *Titurel* schlägt dem Editor und Interpreten immer wieder die Kriterien aus der Hand, nach denen die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Lesart zu beurteilen ist.

Wer sich nicht von vornherein einem Überlieferungspurismus überlassen will – der offenen Vielzahl ‚prinzipiell gleichwertiger‘ Handschriften –, muß wie jede Stilkritik und poetologische Argumentation damit rechnen, sich unsicheren Zirkelschlüssen auszusetzen, unter anderem jenem Zirkel, „der das textuelle Konstrukt oder textanalytische Rekonstrukt ‚Autor‘ als sodann schwer auflösbare Voraussetzung in die weitere hermeneutische Arbeit eingehen läßt“.⁷ Eben diese Anstrengung, die dialektische Spannung zwischen

⁶ Rezension der Ausgabe in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 132 (2003), S. 386–409.

⁷ Peter Strohschneider, „Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ‚New Philology‘“. In: Helmut Tervooren / Horst Wenzel (Hgg.), *Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte*. (Sonderheft der Zeitschrift für Deutsche Philologie 116) Berlin 1997, S. 62–86, hier S. 67.

‚Dokumentieren‘ und ‚Urteilen‘ zu halten, macht in meinen Augen den hohen Erkenntniswert der Ausgabe aus. Wenn die prinzipielle Gleichwertigkeit der *Varianten* durch deren Ausgrenzung in den *Apparat*, die prinzipielle Gleichwertigkeit der *Plusstrophen* hingegen durch deren Integration in den *Text* umgesetzt wird, liegt zwar der Verdacht nahe, daß das eine ‚gleicher‘ behandelt wird als das andere. Man könnte es aber auch so wenden: Das Nebeneinander der Handschriften *ist* gar kein prinzipiell gleichwertiges. Für eine prinzipielle, eine voraussetzungslose Gleichwertigkeit haben wir gar kein Organ. (Nicht bloß versehentlich sprechen die Herausgeber an einer Stelle von „beinahe“ gleichwertiger Gleichwertigkeit, S. 15). Überlieferung, wo sie Signifikanz beansprucht, *ist* ein interpretierter Befund. Was in einer Hinsicht wie ein argumentativer Schlingerkurs wirken muß, wäre in anderer Hinsicht der Mut, sich gerade nicht auf ‚reine‘ Prinzipien, ‚reine‘ Konsequenzen zu verlassen.

Brackert und Fuchs-Jolie setzen sich mit ihrer Edition offen der Kritik aus. Sie wissen, welche heikle Kriterienkonkurrenz ihre Argumentation bewältigen muß, und nehmen gleichwohl die philologische (editorische und interpretatorische) Anstrengung auf sich, Varianten *qualitativ* zu unterscheiden. Sie wissen, daß sie nicht umhinkommen, Kriterien für die Text-Konstitution aus der Text-Interpretation zu gewinnen, und sprechen gleichwohl von mehr oder weniger fehlerhaften, sinnvollen, widersprüchlichen Varianten. Die Unheilbarkeit des Konflikts wird offensichtlich, wenn sie die nicht in G überlieferten Strophen 81–84 in ihren („strikt“ nach G erstellten) Text aufnehmen mit der Begründung, daß sie „in das Corpus der Überlieferung gehören und eine historische Fassung dieses Textes repräsentieren“ (S. 315). Das führt zu der unerwarteten Paradoxie, daß die Eigenständigkeit – die „prinzipielle Gleichwertigkeit“ – der Fassungen, indem sie editorisch dokumentiert werden soll, vernichtet ist. Freilich: Den Leser zwingt dieser editorische Kompromiß auf seine Weise – auf eine andere als die reine Konsequenz einer Fassungs-Synopse –, sich gegen die Suggestion ‚des‘ Textes zur Wehr zu setzen. Hier wie dort ist die Differenz zwischen Autor und Überlieferung nur hypothetisch überbrückbar. Wir kennen sie nicht.

Wolframs *Titurel* gehört zu jenen Texten, die den Übersetzer, je mehr er an Einsicht gewinnt, um so tiefer ins Unübersetzbare führen. Wenn ich mir im folgenden einige wenige kritische Bemerkungen zur Übersetzung erlaube, dann im Bewußtsein der immensen Schwierigkeiten dieses Unternehmens (ohnehin ist der Kritiker immer in der besseren Position).

Wolfram liebt die spielerische Belebung von Material und von Abstraktem. Metaphorische und metonymische Beziehungen können uneindeutig ineinandergleiten, abstrakte Begriffe sich kreuzen mit konkreten Vorstellungen in den wunderlichsten Richtungen. Gestutzt habe ich daher, daß Brackert und Fuchs-Jolie, die im Ganzen dem mittelhochdeutschen Wortlaut eng folgen und sich Freiheiten der Umformulierung weitgehend versagen, ausgerechnet im Fall von Metaphern sich an diesen Vorsatz nicht immer halten. So ist die im Umkreis der Minne- und Tod-Thematik im *Titurel* auf Schritt und Tritt anzutreffende kaufmännische ‚Gewinn/Verlust‘-Metaphorik in der Übersetzung häufig neutralisiert; ähnlich die allgegenwärtige Minnekrankheit-Metaphorik.⁸

Drei Beispiele will ich herausgreifen, die mich deswegen besonders irritiert haben, weil die Übersetzung die im Kommentar erwiesene komplexe Vielschichtigkeit des jeweiligen Ausdrucks – wohl zugunsten der Lesbarkeit – preisgibt.

Ein intrikater Fall ist V. 65,2: Schionatulander antwortet Sigune auf deren Frage, was die Minne sei: *Minne kan den alten, den iungen sô schuzlichen spannen*. Diese Antwort spielt auf die pfeilschießende Venus an. Die Übersetzung der Herausgeber lautet, Minne verstehe „so treffsicher auf Alte wie auf Junge anzulegen“. Sie faßt *den alten, den iungen* als Dativ Plural auf. Eine andere, im Kommentar (S. 280) auch erwogene Vorstellung geht dagegen von einem Akkusativ aus: ‚die Minne spannt den Alten wie den Jungen schußgerecht‘. Die Liebenden wären dann nicht Zielobjekt, sondern selbst der Bogen, Effekt einer im *Titurel* auf Schritt und Tritt anzutreffenden Vertauschung von Subjekt- und Objektstatus. Diese einleuchtende Möglichkeit geht in der oben zitierten Übersetzung verloren. (Für sie hätte ich gern etwas ‚Lesbarkeit‘ drangegeben.)

In einer Geschichte, in der ein Schild „niesen“ und „der Mangel an Freude“ mit der Angel gefangen werden kann, würde ich auch die Übersetzung des Folgeverses *Daz si mit gedanken sêre schiuzet* durch: „daß sie mit den Pfeilen der Gedanken schmerzhaft Wunden beibringt“ als Verlust buchen. Diese Übersetzung expliziert die metaphorische Implikation („Pfeile der Gedanken“), was keinen Vorteil mit sich bringt. Wo das Original nur andeutet, tut der Übersetzer Unrecht, Eindeutigkeit – unser Bedürfnis nach Eindeutigkeit – hineinzubringen. Das sagen Brakker und Fuchs-Jolie an anderer Stelle selbst. Meine Kritik kann also kein grundsätzlicher Einwand sein, nur ein Zweifel an der Priorität des ‚Lesbarkeit‘-Prinzips.

Ein zweites Beispiel. Herzeloide beobachtet erschrocken die liebeskranke Sigune: *rehte als ein touwec rōse unt al naz von rōte / sus wurden ir diu ougen* (V. 115,1). In dieser Formulierung wirken Nässe und Rotsein überraschend vertauscht: Die taubenetzte Rose, gängige Schönheitsmetapher, zielt hier rotgeweinte Augen an. Die Kausalitäten scheinen als eine Art Hysteron proteron verschoben (tatsächlich sind die Augen ja erst naß und dann rot). Die Herausgeber erläutern den asymmetrischen Ausdruck im Kommentar (S. 362) als ungewöhnliche Überschneidung zweier Topoi (des Schönheitstopos der taubenetzten Rose und des Schmerztopos des Rotwerdens der Augen), übersetzen den Ausdruck aber glatt mit: „rot und ganz naß“. Warum sollte das, was im Original ungewöhnlich ist (*al naz von rōte*), in der Übersetzung ohne weiteres faßlich sein („rot und ganz naß“)? Warum nicht wörtlich übersetzen: „ganz naß von Rōte“ oder „... von ihrem (tränenbedingten) Rotsein“? Zumal andernorts auch ungelenke Übersetzungen in Kauf genommen werden, an Stellen, deren Wörtlichkeit in deutlich schwächerem Maß eine Signifikanz hat, so daß die Übersetzung mehr eine umständliche Wörtlichkeit hervorbringt als eine spezifische Fremdheit (z. B. in V. 135,2f.: „Niemals wurde an der Gestalt eines Mannes bei einem Menschenkind weniger von dem vergessen, was es braucht, die Liebe einer Frau zu gewinnen, soviel ich davon verstehe“).

Besonders kompliziert ist eine Wolframsche Hyperbel in V. 14,2 konstruiert: *schoener maget wart nie gesehen bî sunnen noch bî manen*. Ist *bî sunnen noch bî manen* eine metonymisch generierte Leerformel für zeitlich-räumliche Totalität („nie/nirgends“) oder ein übertragener Ausdruck (*bî* „im Blick auf / im Vergleich mit“), womöglich – das Mondlicht erinnert an Morungen 143,22 – erotisch konnotiert? Uneindeutig greifen übertragene und wörtliche Bedeutung ineinan-

⁸ Vgl. zwar V. 20,4, aber V. 63,4 oder V. 67,2; 91,3; 120,3. Eine harte Fügung wie *sûriu ougenweide* (V. 23,2; traditionell wäre: *sûeziu ougenweide*) haben die Übersetzer mit einer glücklichen Wendung beibehalten („bittere Augenspeise“). Aber: Vom liebeskranken Schionatulander heißt es: *des twanc in niht ein dürkelz wenken, ez tet starkiu liebe diu ganze* (V. 94,4). *dürkel* heißt, worauf im Kommentar hingewiesen wird, „durchlöchert, zerhauen“, bei Wolfram häufig für den Schild gebraucht. Die Metapher evoziert also den Bereich Kampf, und der ist im Kontext des Liebesthemas hier doppelt besetzt (Liebeskampf und realer Kampf). Die Übersetzung verzichtet ohne Not auf die gegenbildlich eingesetzte Metapher (*dürkel* gegenüber *ganze*): „Daran war nicht schwächliche (?) Verzagtheit schuld“. (Auch das ergebnishaft „Verzagtheit“ für den Vorgang des Schwankens, *wenken*, und das mißverständliche „schuld sein“ scheinen sich mir unnötig weit von der Wörtlichkeit zu entfernen.)

der. Mit der Übersetzung „weder bei Tag noch bei Nacht“ ist eine monolithische Eindeutigkeit suggeriert – und alles verloren, was die subtile Analyse im Kommentar (S. 193f.) von den ineinandergleitenden Vorstellungen sichtbar macht. Klammerzusätze, verständlicherweise bei Übersetzern unbeliebt, wären in solchen Fällen vielleicht doch das kleinere Übel.

Wolfram ist ein fulminanter Erfinder von Worten, Namen, Witzen. Seine Erfindungen sind, neben den Metaphern, eine zweite gefährliche Klippe für den Übersetzer. Denn der muß sich entscheiden, kann das Spiel von Konnotation und Denotation nur im Ausnahmefall reinszenieren. Aber kleine Hinweise könnte die Übersetzung doch geben und ein paar Widerstände einbauen. Sonst stößt der Leser nicht an und übersieht womöglich den Kommentar – was jammerschade wäre.

Gahmuret beispielsweise verwandelt seine Mutter in eine Rippe, in eine „mit Diebstahl behaftete“ Rippe: [...] *von der muoter, diu dâ wuohs ûz stelehaftem rippe* (V. 100,4). Das von Wolfram neu gebildete Adjektiv *stelehaft* ist eine nicht überhörbare Anspielung auf die Erschaffung Evas, aber in diese Genealogie mit hineingenommen ist zugleich der Erbsünde-Mythos: Die Rippe (die Mutter) ist aus Eva gestohlen, die selber stehlen wird. In der Übersetzung („die da hervorging aus der gestohlenen Rippe“) wird der verwegene Witz unhörbar.⁹

So kann man auch bedauern, daß anlässlich des niesenden Schildes (V. 80,4) die subtilen Überlegungen im Kommentar zum Ausdruck *heiles wünschen* (‚Heil‘ oszilliert hier zwischen ‚Heilbleiben‘ im Kampf und ‚Seelenheil‘, S. 313f.) in der Übersetzung sich kein bißchen niederschlagen: „Gesundheit!“.

Die Übersetzung von Brackert und Fuchs-Jolie läßt nicht, wie oft üblich, vage, was der Kommentar dann präzisiert, sondern sie legt umgekehrt fest, was der Kommentar vervielfältigt. Das wirkt an manchen Stellen geradezu performativ selbstwidersprüchlich. Natürlich muß der Übersetzer aufgeben, wo Wolfram mit Reimen Pointen schafft oder mit Klangwirkungen. Wortspiele und Wortwitze sind, von Glücksfällen abgesehen, unübersetzbar. Aber warum das „gehundete Seil“ am beseilten Hund (V. 147,2) opfern? Da geht die sprachliche Befremdlichkeit des Originals ohne Not verloren. In diesen Fällen müssen die Übersetzer mit dem Protest der Leser rechnen.

Schwierig zu übersetzen ist vor allem der handlungsarme, dialog- und reflexionsgeprägte erste Teil des *Titarel*, in dem Sigune und Schionatulander eine Minnebeziehung „verabreden“ (*geselleschefte mit worten*, V. 73,1), das Pathos der Liebessprache experimentierend. Die Übersetzung der uneindeutig-allgemeinen, sich überschneidenden Minne-Terminologie (rekurrenter Leitwörter wie *sælde*, *kiusche*, *trôst*, *triuwe* etc.) finde ich durchweg gelungen. Durch differenzierende Adjektive sind die Begriffe kontextsensibel variiert. Allerdings habe ich mich gefragt, ob die gewichtige, gleich zu Beginn für das Gralserbe eingesetzte Formulierung *wâre minne mit triwen* (V. 4,4) mit der Übersetzung „echte Minne und Treue“ nicht zu tief angesetzt ist, bedenkt man die auffällige (ähnlich wie im *Tristan* mitlaufende) Wahrheitsdebatte in diesem Text. Auch die Übersetzung des Verses *sus nimet diu werlt ein ende* scheint mir den mittelhochdeutschen Wortlaut zu unterbieten: „So ist der Lauf der Welt“, indem sie die brisante Zeit-Thematik dieser Strophe einer blassen Redewendung opfert (V. 17,4). Und ist die lapidare Feststellung *daz ist unwendec* (V. 121,3) mit „Das wird nicht besser“ angemessen übersetzt? Für mich zielt diese Wendung eine Irreversibilität an: „Es ist unabwendbar“ (ich bin verloren).

Ein geheimes Sträuben entwickelte ich beim Lesen gegen papierene Füllwörter wie ‚wohl‘, ‚nun gänzlich‘, ‚durchaus‘ (gleich zwei Mal in einer Verszeile V. 169,2), ‚ferner‘, ‚übrigens‘ etc. Sie wollen dem logischen Bedürfnis des Lesers entgegenkommen, lassen die Übersetzung aber rascher, als einem lieb ist, steif klingen (und nicht ‚fremd‘).¹⁰

⁹ Vgl. dazu in Kürze die Überlegungen von Dietmar Peschel: „Wolframs Puppentheater – oder: Dem Autor auf die Finger gucken. Anmerkungen zu Wolframs Sigune und Schionatulander“. (Man hätte sich vielleicht mit einem Doppelausdruck behelfen können, „gestohlen-stehle-risch“.)

¹⁰ Einen Stil-Bruch produziert in meinem Ohr die Übersetzung von V. 101,1: nach einer hyperbolischen Kette von Genitivumschreibungen („Du Minnenquell, du Saft, der die Blüte der Minne hervorbringt“) wird das folgende *nu muoz mich* [...] mit einem amtsdeutschen „Nun habe ich Anlaß“ weitergeführt. – Das Verbum „minnen“ im Neuhochdeutschen finde ich scheußlich (V. 92,1; 112,3 und öfter).

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Brackert und Fuchs-Jolie entfernen sich nicht leichtfertig vom mittelhochdeutschen Wortlaut. Es ist vielmehr umgekehrt ein paradoxer Effekt ihrer Auflage strengster Wörtlichkeit, daß sie, gerade weil sie so hellhörig auf feinste Nuancen achten, an besonders schwierigen Stellen ins kommentierende Übersetzen geraten, in unerwartet breites Paraphrasieren.¹¹ Einerseits entsteht so für diese Übersetzung der Eindruck forcierter Wörtlichkeit (V. 77,2: „So will ich auf immer eine Wünschende sein im Streben nach Belohnung, die uns höchste Freude verspricht“). Zugleich treibt sie die Wörtlichkeit so weit voran, daß sie umschlagen kann in ihr Gegenteil und sich vom Wortlaut (und der Verständlichkeit?) unfreiwillig entfernt („Wenn wir beide, jung wie wir sind, die Schuldigkeit hätten, im gegenwärtigen Zeitpunkt unsere künftigen Jahre lebend vorzubereiten“, V. 171,2).

Bei aller Verwunderung darüber, daß von den im Kommentar beeindruckend gefächerten Deutungsvorschlägen in der Übersetzung oft nichts mehr übrigbleibt: Die von Brackert und Fuchs-Jolie gegebene Übersetzung ist außerordentlich hilfreich, zuverlässig und treffsicher. Manches ließe sich auch anders verstehen (das ist immer so), manches habe ich durch ihre Übersetzung überhaupt erst verstanden.

„Kommentare sollten der Traum jedes Dekonstruktivisten sein!“¹² Man darf die Ironie dieser Übertreibung nicht überhören. Trotzdem, das Verhältnis von Kommentar und Interpretation – die Auswirkung einer Annäherung von Kommentar und Interpretation – lohnt das Nachdenken.

Kommentar und Interpretation sind verschiedene Diskurse. Üblicherweise gilt ihr Verhältnis als das der Unterordnung. Das Kommentieren will dem Interpretieren ‚dienen‘. In der *Titurel*-Ausgabe von Brackert und Fuchs-Jolie ist die Unterordnung durch ein enges Ineinander ersetzt. Ihr Kommentar gibt zwar durchaus im üblichen Rahmen grammatisch-stilistisch-metrische Erläuterungen, gibt in begrenztem Umfang auch sachliche Informationen sowie einen breiten Überblick über die Positionen der Forschung. Doch beschränkt er sich nicht auf die Dokumentation des Forschungsstandes. Tiefer als jeder andere mir bekannte Kommentar eines mittelhochdeutschen Textes läßt sich dieser Kommentar mit seinem bohrenden Erkenntnisinteresse und seinem analytischen Herausspinnen von „Deutungsmöglichkeiten“ in die Interpretation ein. Wieviel er dadurch gewinnt, zeigt sich auf Schritt und Tritt. Das Risiko liegt darin, daß die Funktion des Kommentars so erweitert ist, daß es ihn beinah sprengt, dies zusätzlich durch den Anspruch, neben dem Spezialisten auch den „interessierten Laien“ (ob es ihn gibt?) zu erreichen – also Informationen aus dem Bereich des Allgemein- und des Spezialwissens zusammenzutragen. (Wieviel Energie es gekostet haben muß, für die kleinere Studienausgabe zu kürzen und zu verdichten, kann man nur ahnen.) Unter welcher starker Spannung die Ausgabe steht, spürt man an der Emphase der Argumentation. Sobald der Kommentar in die Nähe der Interpretation rückt,

¹¹ Vgl. die Übersetzung von V. 121,2 *al gernde* oder von V. 50,4; dazu auch die Beobachtung von Schirok (Anm. 6), S. 401f.

¹² Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*. Frankfurt/M. 2003, S. 82.

treten seine Autoren sichtbar in Erscheinung – ein emphatisches „Wir“ setzt sich gegen das unpersönlich referierende „Man mag“ durch –, bevor sie wieder verschwinden im anonymen Diskurs des Kommentars. Das ist ein ungewöhnlicher Rhythmus. Neu, anregend, anstrengend.

Den Reichtum dieses Kommentars, die Vielschichtigkeit seiner Argumentation kann ich hier nicht ansatzweise vermitteln. (Was es mit dem Rätsel des schweren schlafenden Löwen auf sich haben könnte [V. 104,4], verrate ich nicht; man lese den scharfsinnigen Kommentar!) Die Poetik des *Titurel* wird mikroskopisch genau beschrieben, und doch sind alle Detailerläuterungen so gehalten, daß keine Atomisierung des zu kommentierenden Textes droht, sondern im Gegenteil die Perspektive auf ein Ganzes immer bewahrt ist. Der Vorteil ist zugleich ein Nachteil für den Benutzer: Der kann sich leicht verlieren in den dicht gedrängten Forschungszitaten, in den mäandernden Querverweisen und den nicht immer knapp gehaltenen Interpretationshinweisen. Dieser Kommentar, das steht fest, braucht den freien und zugleich disziplinierten Leser, der sich einerseits ablenken läßt in die Tiefe unausschöpfbarer Bedeutungsvielfalt, andererseits immer wieder zurückfindet, bereit, aufzutauchen am ‚Rand‘ des Textes, dem genuinen Ort des Kommentars.

Die Ausgabe ist in der Tat forschungsgeschichtlich signifikant, wie Schiroke überzeugend darlegt, der die „methodologische Vielstimmigkeit als erfreuliches Indiz für die Intensität mediävistischer Grundlagendiskussion“ bewertet, bei der vor allem in editionstheoretischer Hinsicht alles „lebendig, im Fluß“ sei.¹³ Zugleich scheint sie mir ganz grundsätzlich Symptom eines Strukturparadox, das sich um so mehr aufdrängt, je enger die Bereiche Überlieferung-Interpretation-Kommentar zusammengedacht werden: das Paradox, daß Verstehen und Urteilen auf Voraussetzungen aufruht, die wir in unserem Verstehen und Urteilen nicht erreichen, wohl aber als Voraussetzungen *erläutern* können. Das markiert zugleich die Grenzen der Gleich-Behandlung des Gleich-Bewerteten. Die Ausgabe demonstriert in diesem Sinn die begrenzte Möglichkeit, zwei nicht kongruente, aber ineinandergreifende Ansprüche – Dokumentieren und Urteilen – auszubalancieren. Der Editor und Übersetzer muß unbequeme Entscheidungen treffen und sie umsetzen, der Interpret hat es dafür in anderer Hinsicht nicht bequem. „[...] ich muß irgendwo mit dem Nichtzweifeln anfangen; und das ist nicht, sozusagen, vorschnell aber verzeihlich, sondern es gehört zum Urteilen.“¹⁴

Die „wechselseitige Abhängigkeit von Editor und Literaturhistoriker“¹⁵ könnte kaum komplizierter sein. Wer keine Extremposition vertreten will, wird sagen: Interpretation ist keine ‚freie‘ Sinn-Konstruktion, ebenso wenig

¹³ Schiroke (Anm. 6), S. 408 f.

¹⁴ Ludwig Wittgenstein, *Über Gewißheit*. Hg. von G. E. M. Anscombe und G. H. von Wright. In: Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe*. Bd. 8. Frankfurt/M. 1990, S. 113–257, hier § 150, S. 151. Zwischen Interpretation und dem anonymen Diskurs des Kommentars schwankt die Formulierung von Brackert und Fuchs-Jolie auf S. 220: „zwei Möglichkeiten, zu verstehen“ – „für uns naheliegender“ – „programmatisch unentscheidbar“.

¹⁵ Karl Stackmann, „Über die wechselseitige Abhängigkeit von Editor und Literaturhistoriker. Anmerkungen nach dem Erscheinen der Göttinger Frauenlob-Ausgabe (1983)“. In: ders., *Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften I*. Hg. von Jens Haustein, Göttingen 1997, S. 221–238.

gibt es umgekehrt den unabhängig vom Interpretieren (von der Interpretation) existierenden Text. *Dazwischen*, zwischen Text-, Sachverhalten' und Interpretations-, Perspektiven', zwischen Konstruktion und Rekonstruktion, verläuft die Arbeit sowohl des Edierens wie des Interpretierens. Widersprüchlich wird die Argumentation dort, wo sie einen absoluten Anspruch auch dann noch aufrechterhält, wenn sie längst damit konfrontiert ist, daß die „prinzipielle Gleichwertigkeit“ nur „beinahe“ eine solche ist, daß eine Lesart „sinnvoller“, „widersprüchlicher“ sei als eine andere. Ein Komparativ setzt – logisch – den Superlativ voraus. Aber: wir kennen ihn nicht. Das ist das Dilemma.

Im Fazit: Die Ausgabe (ihr zur Seite die verdienstvolle Studienausgabe)¹⁶ wird den *Titurel* für die Studierenden endlich zugänglich machen, und sie wird auch die ‚Spezialisten‘ neu ins Nachdenken bringen. Sie zieht ihre eigenen – mutigen, anfechtbaren – Konsequenzen aus der theoretisch nicht abzufangenden Erfahrung, daß Befund und Deutung ‚immer schon‘ zusammengehören. Was nach der einen Seite als Mangel an Konsequenz wirken muß, ist nach der anderen Seite das entschiedene Bekenntnis zu einer dialektischen Konzeption. Daß diese dem Kommentar besser bekommt als der Edition, liegt auf der Hand. Dem Leser verlangt sie in beiden Fällen viel ab, setzt sie doch auf seine Bereitschaft, alternative Möglichkeiten (Überlieferungs-Varianten und Verstehensvarianten¹⁷) sich je neu selbst zurechtzulegen.

Die Herausgeber kennen das implizite Risiko ihrer Ausgabe. Konfrontiert mit den denkbar heikelsten Problemen der Textkonstitution und Interpretation, stellen sie für jeden Einzelfall die Frage, welches Maß an Widersprüchlichkeit noch vertretbar sei. In der Übersetzung haben sie den Leser (was ihm „lesbar“ gilt) dabei tendenziell unterschätzt, in Fragen der Textkonstitution und im Kommentar dagegen seine Bereitschaft zum Offenhalten von Alternativen tendenziell überschätzt. Daß im Kommentar die Komplexität des analytischen Urteils und die des Textes nicht selten ineinandergleiten, ist – gerade im Fall des *Titurel*, der eine neue Stufe literarischer Reflexivität erreicht – eine naheliegende Versuchung. Jeder weiß, wie schnell uns unser eigenes Komplexitätsbedürfnis überholt.¹⁸ Daß Wolframs Lieblingsmetaphern manchmal auf die Metaebene der Beschreibungssprache übergreifen,¹⁹ nimmt man gerne in Kauf dafür, daß der Kommentar seine übliche Abseitshaltung aufgibt. Daß allerdings eine prinzipielle „Gleich-Gültigkeit des Möglichen“ auf sämtlichen Ebenen das Substrat des Textes sei, ist eine produktive

¹⁶ Wolfram von Eschenbach, *Titurel*. Hg., übersetzt und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einführung versehen von Helmut Brackert und Stephan Fuchs-Jolie. de Gruyter, Berlin – New York 2003. VIII/297 S., € 24,95.

¹⁷ Die prinzipielle „dilemmatische Gleich-Gültigkeit“ der Möglichkeiten ist auf der Ebene der Überlieferung – bei aller Durchlässigkeit – eine *andere* als auf der Ebene der Interpretation. „Variante“ als Kategorie der Textkonstitution und „Variante“ als hermeneutische Kategorie („Verstehensvariante“) sollten nicht kurzgeschlossen werden.

¹⁸ Reflektiert der Text die Bedingungen des Erzählens und sprachlicher Verknüpfung (vgl. S. 119 und 117) – oder wir?

¹⁹ Vgl. S. 279 („sprachliche Domestizierung“ ‚wilder‘ Verse) oder S. 438 (die „Zaghaflichkeit der Herausgeber“, die Lesart *verzaget* einzusetzen).

Übertreibung. Täuschen wir uns nicht: Sie wäre eine bedeutungslose Undeutbarkeit. Eine prinzipielle Gleichwertigkeit entgleitet uns schon deswegen, weil wir nicht anders können als prädiszierend und identifizierend über die Welt (über ‚Befunde‘) zu sprechen. Und sie entgleitet uns ebensogut in der Praxis, denn Handeln heißt zielorientiert Sichfestlegen (unter Bedingungen, wo alles auch anders sein kann). Dieser Riß zwischen Erkenntnisorientierung und Praxisorientierung, zwischen absoluten Zielen und pragmatischer Skepsis zieht sich durch alle drei Teile der Ausgabe. „Nicht hierarchisierte Möglichkeiten“ (S. 208)? In der reinen Möglichkeit kann nur die (reine) Theorie verharren.

Was für die Textedition zweifellos eine Unstimmigkeit erzeugt – einen Mischtext, der *mit* der Historizität von Fassungen *gegen* diese vorgeht –, führt im Kommentar zu einer höchst inspirierenden Mischung umfassender Information und geistreicher Interpretation. Daß dabei vieles in der Schwebe bleibt („[...] ist nicht zu entscheiden“), liegt nicht zuletzt daran, daß einem Dilemma mit einem Kompromiß nicht beizukommen ist. Die Herausgeber, behutsam abwägend, stellen die Frage ‚Wer hat das letzte Wort?‘ gerade nicht. Irritiert kann davon nur sein, wer glaubt, daß Texte Antworten auf letzte Fragen geben. Darüber hätte niemand mehr gespottet als Wolfram selbst.

Universität Erlangen-Nürnberg

Susanne Köbele

Bismarckstraße 1, Haus B

D-91054 Erlangen

sekoebel@phil.uni-erlangen.de

Michael Mecklenburg, *Parodie und Pathos. Heldensagenrezeption in der historischen Dietrich-Epik*. (Forschungen zur Geschichte der Älteren deutschen Literatur 27) Fink, München 2002. 235 S., € 34,90.

Der Titel bezieht sich – in umgekehrter Reihenfolge – auf die beiden Teile des Buchs, den ersten zum *Buch von Bern* und der *Rabenschlacht* („Pathos“, S. 52–126) und den zweiten zu *Biterolf und Dietleib* („Parodie“, S. 127–216). Diesen beiden umfangreichen Teilen geht einer zu *Alpharts Tod* („Heroik“, S. 14–51) voraus. Mecklenburg behandelt also Alternativen eines spätzeitlichen heroischen Erzählens, dessen Spielräume durch die beiden im Titel angezeigten Modelluntersuchungen angedeutet werden, während die unspezifischere Bezeichnung „Heroik“ den *Alphart* eher als einen Nachzügler älterer Traditionen erscheinen läßt (vgl. S. 13). *Buch von Bern* und *Rabenschlacht* beziehungsweise *Biterolf und Dietleib* seien dagegen „produktive Verarbeitungen der Heldensagen-Tradition“ (S. 12), wobei im ersten Fall das „aus der Erkenntnis tragischer Unausweichlichkeit erwachsende heroische Pathos“ „zur Darstellung eines bereits weitgehend individualisierten Gefühlsempfindens genutzt“ werde, während im zweiten das heldenepische Repertoire „als Referenzrahmen zur Erzielung komischer Effekte“ in parodistischer Absicht diene (S. 13).

Anläßlich des *Alphart* gibt der Verfasser zunächst einen Überblick über literaturgeschichtliche Deutungen mittelalterlicher Heroik, der in seiner Grundsätzlichkeit ein wenig beziehungslos neben der folgenden Argumentation steht und auch in der Bestimmung heroischen Handelns ohne rechtes Ergebnis bleibt (vgl. S. 31f.). Es sind dies Erörterungen, wie man sie offensichtlich von einer Dissertation erwartet, wie sie aber nach meiner Auffassung in einer Überarbeitung für den Druck getilgt werden sollten. Auch der Abschnitt über *Alpharts Tod* beginnt mit Forschungsparaphrasen, die insgesamt zeigen, daß dieses „Sproßes“ für die literaturgeschichtliche Auseinander-